



Nur für erfahrene Surfer: Vor der Küste Madeiras in Jardim do Mar bauen sich die Wellen schnell auf und erreichen hohe Geschwindigkeiten.

ALAMY

# Keine Welle kommt zweimal

Surfen, das bedeutet harte Arbeit für kurze Momente des Glücks. Der Freiheit.

Zentral sei das Konzentrieren auf das Hier und Jetzt, erklärt der Surflehrer auf Madeira. VON TANJA SCHUHBAUER

Die Wellen tosen, Schneereggen klatscht auf die Windschutzscheibe. Unser Auto steht keine zehn Schritte vom Meer entfernt, wir sitzen im Trockenen. Einen Märztag auf Madeira, der «Insel des ewigen Frühlings», stellt man sich anders vor. Hagelkörner kullern von Hausdächern, die grünen Berggipfel tragen weisse Hütchen, es blitzt und donnert. Zwischen den Wolken knallt die Sonne durch, über das Meer spannt sich ein Regenbogen.

Der Surflehrer, graue Kurzhaarfrisur, blaue Augen, sonnegebräuntes Gesicht, schüttelt den Kopf. «Wer heute ins Wasser geht, ist verrückt. Zu chaotisch, zu wenig organisiert sind diese Wellen.» Roberto Filipe ist 51 Jahre alt und surft, seit er 13 ist. Glücksmomente auf dem Surfbrett lassen sich eben schwer planen – selbst auf einer subtropischen Insel wie Madeira, wo das Meer immer 18 bis 22 Grad warm ist.

## Gegen die Wellen paddeln

«Es ist immer gut, die Erwartungen klein zu halten», sagt Roberto. «Alles, was kommt, ist ein Geschenk.» Als Entschädigung für das schlechte Wetter macht er eine Erkundungstour zu den besten Spots der Insel. Diejenigen für fortgeschrittene Surfer liegen im Westen und im Norden. In den Osten, zum schwarzen

Sandstrand Machico und nach Porto da Cruz, zieht es vor allem Anfänger.

«Surfen ist harte Arbeit für kurze Momente der Leichtigkeit», sagt Roberto. Selbst Profis wie er halten sich nur wenige Sekunden im Stand, bevor sie sich bäuchlings zurück ins Meer hinauskämpfen. Je höher die Wellen, desto härter das Paddeln. Doch es gibt Menschen, die Anstrengung scheuen und mit Jetski hinausfahren. «Diese Bequemlichkeit widerspricht dem Spirit des Surfens. Wer nicht in der Lage ist, gegen die Wellen zu paddeln, kann auch die Situation draussen im Meer nicht kontrollieren», lautet Robertos Kommentar dazu.

Wer die Mühe meidet, kommt tatsächlich dem eigentlichen Charakter des Surfens kaum auf die Spur. Das zeigt auch ein Blick in die Geschichte: Vor 2000 Jahren kämpften Könige in Polynesien auf Surfbrettern gegeneinander. Wer die grössere Welle surfen konnte, hatte gewonnen. Dann trieben ausländische Missionare den Einheimischen das Wellenreiten aus. Erst vor gut hundert Jahren belebte der Hawaiianer Duke Kahanamoku den Sport wieder. «The Duke» gilt bis heute als Vater des Surfens, er verbreitete den Spirit von Aloha rund um den Globus und gewann viele Preise.

Nach Portugal kam das Surfervirus erst in den 1970er Jahren, als Roberto zur Welt kam. Er wuchs im Süden Lissabons auf, wo die einfachen Leute lebten. «Im Fernsehen sah ich eine Parfumwerbung, in der ein Typ eine Welle ritt. Das hat mich inspiriert», erinnert er sich. Seine Eltern unterstützten den 13-Jährigen wenig in seiner Begeisterung. Also jobbte er in den Ferien und kaufte sich für 80 Euro sein erstes Surfbrett. «Wenn du ein Brett hast, verändert sich alles. Ein Surfer zu sein, war interessant – das sahen auch die Mädchen so.»

Mit dem Surfbrett unter dem Arm kämpfte sich der Junge an den Wochenenden mit Bussen und Fähren zum Strand. Er brauchte fünf Monate, bis er eine Welle ordentlich surfen konnte. Das Meer zu lesen, erfordert Zeit und Erfah-

«Du trainierst auch deine Geduld, indem du auf deine Welle wartest und das Meer lesen lernst wie das Alphabet.»

Roberto Filipe  
Surflehrer

Fortgeschrittene gerne surfen: Jardim do Mar mit mannshohen Wellen und Paul do Mar mit seinem breiten Ufer, an dem bei Sonnenuntergang die Einheimischen auf der Mauer sitzen und den Meerblick geniessen. Aber noch ist Mittag. Es schüttet wie aus Eimern. Wir gehen in ein Restaurant und essen Fisch.

Dem Surfen blieb Roberto auch nach der Schulzeit treu. Nah am Wasser musste die erste Arbeitsstelle sein. Also heuerte er in einer Spedition mit Containerschiffen an. «Arbeitszeit war von 9 bis 17 Uhr, genug Zeit zum Surfen.» Später regelte er die Logistik einer Schweizer Uhrenfirma, die dann ihren Standort nach Zürich verlegte. «Ich hätte mit der Firma in die Schweiz ziehen und gut verdienen können», sagt er. «Aber in Zürich gibt es kein Meer.»

## Sport ohne Leistungsdenken

Weise zu wählen, ist für Roberto beim Surfen die grösste Herausforderung. Wenn die Welle kommt, ist das der Moment, in dem er schnell entscheiden muss, ob er mitgeht – ohne zu wissen, ob es ein guter Ritt wird oder nicht. Es gibt keinen Weg zurück. «Du musst schauen, was dir eine Welle bietet. Die Energie der Welle kannst du fühlen. Entscheidest du dich falsch, verlierst du sie für immer. Keine kommt ein zweites Mal.» Roberto vertraut auf seinen Instinkt.

Seit rund zehn Jahren bringt er nun als selbständiger Surflehrer Menschen diesen Sport nahe. Als das Reisen komplizierter wurde durch die Pandemie, suchten ihn zunehmend auch Einheimische auf, weil Surfen einen Ausgleich zum belastenden Alltag bietet. «Eigentlich ist Madeira ein schwieriger Ort, um Surfen zu unterrichten. Es ist rau. Aber hier entwickeln Schülerinnen und Schüler mehr Fähigkeiten als anderswo.»

Früher mass Roberto seine Fähigkeiten in Wettbewerben. Doch jeder, der schon einmal auf dem Brett sein Gleichgewicht entwickelt hat, weiss, dass die wahren Vorteile des Sports nicht bei

Zahlen und Selbstdarstellung liegen: Zentral sind das Konzentrieren auf das Hier und Jetzt, das kurze Gefühl der Leichtigkeit, die befriedigende Erschöpfung beim Abstreifen des Neoprenanzugs. «Surfen und Leistungsdenken sind ein Widerspruch», sagt Roberto.

Am zweiten Tag beruhigt sich das Wetter. Gegen Abend, am Strand von Caniço, zeigen sich die Wellen freundlicher, ausser uns ist niemand da. Ich lege mich aufs Brett und paddle hinaus. Das Wasser ist tatsächlich angenehm warm, die Aussicht auf die Berge zauberhaft, nur der Wind bläst kalt, verdammt kalt. Zur Sicherheit lasse ich den Profi einschätzen, welche Welle ich nehmen soll, ich paddle, paddle, paddle, stehe auf – und surfe für einen Moment. Dann falle ich ins Wasser. Ich wiederhole das ein paarmal, dann bin ich zufrieden für heute.

«Du trainierst auch deine Geduld, indem du auf deine Welle wartest und das Meer lesen lernst wie das Alphabet: wie sich die Welle benimmt, wenn sie zu dir kommt. Du studierst ihr Potenzial», sagt Roberto. «Ob ihre Energie zu gross ist für dich, hängt davon ab, was du suchst. Und dann surfst du deine Entscheidung. Wenn du am Ende des Tages glücklich bist, hast du es richtig gemacht.»

Das Glück jedoch will gut dosiert sein. Es liege wohl am Verlangen nach Freiheit, dass wir dem Surfmythos nachhingen, so Roberto. «Das kann man eine Zeitlang machen im Leben. Aber diese Freiheit ist nie von Dauer. Irgendwas passiert im Aussen immer, was den freien Lifestyle unterbricht.»

So bleibt nichts, wie es ist, keine Welle kommt zweimal. Sein erstes Surfbrett besitzt Roberto nicht mehr. Es ging am Strand in Flammen auf. So machte man das damals auf den Teenager-Partys im Süden von Lissabon, wo die einfachen Leute wohnten. Hatten sie ein neues Board gekauft, verbrannten sie das alte.

Die Reise wurde unterstützt vom Madeira-Promotion-Büro.



NZZ / sm